



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Pancratius Capitolinus : ein Heldengesang in Prosa :  
(Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Pancratius Capitolinus

Ein Heldengesang in Prosa von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



ie kriegerischen Ereignisse des Jahres 1792 lenkten die Aufmerksamkeit unsers Freundes auf militärische Dinge. Aus der Thatsache, daß kleinere, zu der Armee des Generals von Erbach gehörende Abteilungen der Österreicher das Brohlthal passierten, um mit den Verbündeten an der französischen Grenze zusammenzustoßen, glaubte er auf die hohe strategische Bedeutung des Thales und damit natürlich auch auf die der Schweppenburg schließen zu dürfen, eine Voraussetzung, die in keiner Hinsicht zutraf. Als Straße für große Truppendurchmärsche nach oder von Westen kam in der ganzen Gegend nur das Moselthal in Betracht, und die Schweppenburg war, obwohl sie das Brohlthal beherrschte, ihrer Anlage nach alles andre als eine Festung. Man konnte sie nicht einmal als ein festes Schloß, sondern höchstens als ein Burghaus bezeichnen, worin man zur Not vor Überfällen und Plünderungsgelüsten zuchtloser Marodeure gesichert war, das aber einem ernstlichen Angriffe niemals Widerstand zu leisten vermocht hätte. Das Gebäude erhob sich, wie schon angedeutet worden ist, auf einem Hügel von mäßiger Höhe, es war weder mit Mauern noch mit einem Graben befestigt und hatte weder Türme noch Schießscharten. Seine einzige Stärke lag in dem außerordentlich massiven Mauerwerk. Überdies waren die Fenster des Erdgeschosses mit schweren Gittern versehen, die Thür von außen und von innen mit Eisenplatten beschlagen. Mehr konnte man, so glaubte Pancratius, von einem Kastell nicht verlangen. In Rom, das wußte er ganz genau, hatten im Altertum und im Mittelalter noch ganz andre Bauwerke als Festungen und Burgen gedient und sich in blutigen Kriegen glänzend bewährt. Hatten sich die Gaetani und nach ihnen die Savelli nicht jahrelang im Grabmal der Cäcilia Metella verschanzt und manchen Sturm erfolgreich abgeschlagen? Hatte Benvenuto Cellini nicht von der Engelsburg aus, die doch auch nur ein Steinkolofß ohne Wall und Graben war, ganz allein mit fünf Geschützen, die er selbst bediente, einen vollen Monat das bourbonische Heer in Schach gehalten?

Pancratius, der Mann des Friedens und der stillen Freuden, die nur die Beschäftigung mit den Wissenschaften zu gewähren vermag, fühlte etwas wie den Geist eines Feldherrn in sich erwachen. Es verstand sich von selbst, daß er, der sich am „Pompejaner“ Livius herangebildet hatte, gegen die Revolution und die brutale Herrschaft des Pöbels Partei ergriff. Die Begeisterung, mit der man am Rheine fast überall die ersten Erscheinungen der großen verheißungsvollen Umwälzung begrüßte, hatte er nie geteilt, und er hatte seinen Bauern, die schon von Freiheit und Gleichheit und von dem Aufhören aller Verpflichtungen gegen ihren Lehnsherrn zu faheln begannen, so derb den Kopf gewaschen, daß ihnen die Lust, mit dem Burgkaplan zu politisieren, vergangen war. Die bedenklliche Wendung der Dinge hatte er, weil sie seinen Befürchtungen Recht gab, wenn auch mit Abscheu, so doch mit einer gewissen Genugthuung beobachtet. Er lebte jetzt abgeschlossener

als je, versenkte sich in seine Bücher und wartete geduldig ab, was die Zukunft bringen würde. Als er zufällig vernahm, es sei ein Streifkorps des Generals Dumouriez ganz in der Nähe vorübergezogen, blieb er lange unentschieden, ob er in der That sache, daß es die Schweppenburg nicht angegriffen habe, eine Mißachtung seiner Person oder den Respekt der Gallier — anders nannte er die Franzosen nämlich nie — vor der ihm uneinnehmbar erscheinenden Burg erkennen sollte.

Der Krieg wurde länger als zwei Jahre mit wechselndem Glück geführt, doch war der Schauplatz immer so entfernt, daß Pancratius ernstlich zu zweifeln begann, ob das Schicksal, das ihn auf einen so wichtigen Posten gesetzt hatte, ihm je Gelegenheit bieten würde, in den Gang der Ereignisse entscheidend einzugreifen. Ein Blick auf den antiken Altar richtete ihn gewöhnlich wieder auf. Er pflegte den Stein zu bekränzen, sobald die Nachricht von einem Siege der Verbündeten eintraf. Wäre in solchen Augenblicken nicht jedesmal noch rechtzeitig sein gut katholisches Gewissen erwacht, er würde nicht gezügert haben, dem Mars Militaris ein kleines Dankopfer darzubringen.

Nachdem der Leser von diesem *curriculo vitae* Kenntnis genommen hat, wird ihm das am Kopfe unsrer Geschichte mitgeteilte Schriftstück, bei dessen Pestsicherung wir Pancratius verlassen haben, nicht mehr gar zu seltsam erscheinen. Er hatte es auf die Kunde hin, daß die Franzosen von Koblenz gegen Andernach marschierten und wahrscheinlich auch dem Brohlthale einen Besuch abstatten würden, aufgesetzt. Über das „wahrscheinlich“ mußte er im stillen lächeln. Es stand für ihn unumstößlich fest, daß die „Gallier“ diesmal mit der Absicht kamen, das Thal als Defilee auf ihrem Marsche nach Belgien zu benutzen, und daß für sie alles darauf ankam, sich des einzigen festen Punktes, der auf ihrem Wege lag, zu bemächtigen. Der Gedanke, er, Pancratius Sackmann aus Daun, sei berufen, den feindlichen Feldzugsplan zu hintertreiben, die Armee aufzuhalten und so den Osterreichern Gelegenheit zu geben, dem Feinde in den Rücken zu fallen, machte sein Herz höher schlagen. Als er der alten Stina von seinen Absichten Mitteilung machte und, da er ihrer Zuverlässigkeit nicht ganz sicher war, ihr zur Warnung die Geschichte der Römerin Tarpeja erzählte, deren fluchwürdiger Verrat von den siegreichen Sabinern statt belohnt durch grausame Tötung bestraft worden sei, sah ihn das brave Wesen mit erstaunten Blicken an und erklärte nach kurzer Überlegung, daß es unter solchen Umständen lieber die Burg verlassen und zu einer in Niedermendig verheirateten Nichte ziehn werde. Mit den Franzosen wolle sie im Guten und Bösen nichts zu thun haben, und ihnen auszuweichen, so lange es noch Zeit sei, wäre sie ihrer jungfräulichen Ehre schuldig. So zog sie denn in Begleitung zweier Federbetten und einer Kommode aus Kirschbaumholz ab, nicht ohne von ihren grunzenden Pflegebefohlenen thränenreichen Abschied genommen und sie als teure Hinterlassenschaft dem geistlichen Herrn mit bewegten Worten ans Herz gelegt zu haben.

Im Grunde genommen nahm ihr Pancratius die Fahnenflucht nicht weiter übel, er wußte ja, daß der Starke allein am mächtigsten ist. Trotzdem hielt er es für seine Pflicht, auch die „Untertanen“ von seinen Plänen in Kenntnis zu setzen und sie aufzufordern, sich und ihre bewegliche Habe im Burgbereich in Sicherheit zu bringen. Wollten sie dies nicht, und das war bei dem bekannten Starsinn der Bauern sogar wahrscheinlich, so hatte er wenigstens seine Pflicht gethan und brauchte sich keinen Vorwurf zu machen, wenn sich der Feind an ihrem Besitztum schadloß halten und sie für den Widerstand, den die Burg geleistet hatte, an Leib und Leben strafen würde. Man sieht, daß sich unser Freund durch die Kampflust, die ihn beseele, keineswegs den Blick für die Lage der Dinge und das Verständnis für Recht und Billigkeit trüben ließ.

Den „Erlaß“ mit liebevollen Blicken betrachtend wanderte er jetzt eine Welle in dem Gemach auf und nieder, trat dann an eines der Fenster, öffnete es und setzte eine Glocke in Bewegung, die unter dem Dachvorsprunge angebracht war und ursprünglich die Bestimmung gehabt hatte, bei nahender Gefahr die Landleute aus der Umgegend zur Hilfe herbeizurufen. Jetzt galt ihr Klang einem der Mühlknappen, die in der nahen Mühle beschäftigt waren und ab und zu für den Burgkaplan einen Weg zu gehn sich bereit finden ließen. Als der Bursche bald nachher erschien, warf ihm Pancrattius das Schriftstück in die Schürze und rief ihm die Weisung hinunter, es zunächst seinem Meister, dann aber den ihm wohlbekannten „Untertanen“ in den drei Dörfern zur Kenntnisaufnahme vorzuzeigen. Darauf unterzog er das Arsenal seiner Festung einer eingehenden Besichtigung. In einer Bodenkammer hatte er vor Jahr und Tag drei nicht mehr ganz vollständige Prunkrüstungen aus der Ausgangszeit des sechzehnten Jahrhunderts entdeckt. Sie lagen auch jetzt noch verstaubt, verrostet und, was das Lederzeug anbetraf, von Würmern zerfressen neben etlichen alten Degen, Pistolen und Spontons in ihrem Winkel. Der neuzeitlichen Kriegführung und ihren Anforderungen an Schutz- und Truppschaffen entsprachen sie freilich nicht, ließen sich jedoch im Nothfalle vielleicht noch verwenden. Er zog sie ans Licht, putzte sie, so gut es vermochte, und trug sie in die Bibliothek, den einzigen Raum, wo er sich heimisch fühlte. Sodann öffnete er den Schrank, in dem Herr von Wehr seine Jagdgewehre verwahrte. Hier war die Ausbeute schon besser. Namentlich eine lange doppelläufige Entensflinte, ein schönes englisches Stück, das der Besitzer zu benutzen pflegte, wenn er an den beschilften Ufern des nahen Saacher Sees auf Wassergeflügel pürschte, erschien dem streitbaren geistlichen Herrn für seine Zwecke äußerst brauchbar. In einem mächtigen Steintopf fand sich auch Schießpulver in genügender Menge. Nur der Bleivorrat erwies sich als unzureichend, doch hier wußte Pancrattius Rat. Er riß von einem der Bodenfenster aus ein Stück Dachrinne herunter und hielt es zum Einschmelzen in Bereitschaft.

Sein einziger Kummer war, daß es ihm an grobem Geschütz fehlte. Ein paar Böller oder Rabenköpfe, die in frühern Zeiten zum Vivatschießen bei festlichen Gelegenheiten gedient hatten, waren allerdings vorhanden, aber ob diese sich zu ernstern Zwecken verwenden ließen, ohne der Bedienungsmannschaft gefährlicher zu werden als dem Feinde, schien sogar dem unerschütterlichen Optimismus unsers Freundes zweifelhaft.

Aber die Not macht erfinderisch. Als Pancrattius ein Fenster nach dem Garten hin öffnete, um zur Prüfung seiner Treffsicherheit einen Schuß aus der Entensflinte auf das Haupt einer Sonnenblume abzugeben, fiel sein Blick auf einen großen Haufen von Basaltsteinen, die vor Jahren zur Neupflasterung des Hofes angefahren aber niemals benutzt worden waren. Die handlichen, schweren und scharfkantigen Steine, die man von den Fenstern des höchsten Stockwerks aus auf etwaige Angreifer hinabfallen lassen konnte, waren auf alle Fälle wirksamer als Geschützklugeln und Granaten, bei denen man nie weiß, ob sie auch wirklich an ihrem Bestimmungsort ankommen. Es war freilich keine leichte Arbeit, den ganzen Vorrat von Steinen zweihundertachtzehn Treppenstufen hinaufzuschaffen, aber dafür hatte man ja seine „Untertanen,“ die an drei Tagen im Jahre zur Ableistung von Handdiensten verpflichtet waren, und deren Hilfe Pancrattius ohnehin bedurfte, um die Burg in Verteidigungszustand zu setzen.

Nachdem auf solche Weise die Armierungsfrage erledigt war, galt es für die Verpflegung der glücklicherweise recht kleinen Besatzung Sorge zu tragen. Dank der Umsicht und Sparsamkeit der braven Stina fehlte es auf der Schweppenburg nicht an Speise und Trank. Schinken, Würste, Rauch- und Pökelfleisch waren reichlich vorhanden, und in der Vorratskammer fanden sich neben wohlgefüllten

Erbsen- und Linsensäcken zwei Fässer Sauerkraut, eine Tonne Heringe und ein ganzer Berg Stockfische. Im Besitze solcher Dinge brauchte man sich vor dem Ausgehungertwerden nicht allzu sehr zu fürchten. Und dann waren ja auch noch zwei lebende Schweine vorhanden, rosig und schön, wahre Urbilder der Gesundheit und des ewigen Lebens. Da diese aber selbst der Verpflegung bedurften, so schwankte unser Freund lange, ob er sie am Leben lassen oder so bald wie möglich schlachten sollte. Daß eine wie das andre hatte ebensoviel für wie gegen sich. Schinken, Pöfelrippchen, Speckseiten und Würste sind leichter zu behandeln als lebende Schweine, aber andererseits hat die Gesellschaft eines lebenden Wesens für einen von der Welt abgeschnittenen Menschen etwas ungemein Tröstliches. Nicht ohne Grund hat die Legende dem frommen Denker Antonius von Padua einen behaglich grunzenden Gefährten seiner Einsamkeit zugesellt. Und dann können für einen Belagerten Zeiten kommen, wo der Genuß eines Stückes frischen Fleisches die Lebensgeister zu neuem Widerstande anregt, wo der Duft eines lustig bruzelnden Koteletts mehr zum tapfern Ausharren begeistert, als der Gedanke an Pflicht und Nachruhm.

Als weiser Mann wählte Pancratius den goldnen Mittelweg: er beschloß eins der Küffeltiere zu schlachten, das andre aber als treuen Verbündeten mit in seine Burg zu nehmen und an den Freuden und Leiden der Belagerung teilnehmen zu lassen. Ein Winkel unter der Treppe, der sich durch eine vor die Öffnung geschobne Kiste absperrern ließ, sollte dem rundlichen Tiere Unterkunft gewähren. So weit war also alles aufs Beste überlegt. Die Frist bis zur Ankunft der „Unterthanen“ wurde dazu benutzt, die letzten Gartenfrüchte und Kartoffeln einzubringen und sämtliche vorhandenen Waschgeräte, Fässer und Kufen mit frischem Trinkwasser zu füllen.

Ruhig, wie ein Mann, der alles gethan hat, was in seinen Kräften stand, konnte Pancratius Sackmann der Zukunft entgegensehen.

\* \* \*

Der 22. Oktober kam, und mit ihm erschienen die handdienstpflchtigen Bauern aus Niederlüzingen, All und Polch. Sie betraten in dem Augenblicke, als die Sonne sich über die Berge erhob, den Burghof. Sie kamen, weil es seit Menschengedenken so der Brauch gewesen war, obgleich sie im stillen die Überzeugung hegten, daß es ihrer Menschenwürde schlecht anstehende, dem adlichen Herrn und seinem geistlichen Stellvertreter Frondienste zu leisten. Aber abgesehen von dieser Erwägung kamen sie nicht ungern, denn Pancratius hatte es seit dem Beginn seiner Amtsführung angeordnet, daß sie zum Vesper Brot, Käse und Wein erhielten, und diese Vergünstigung, zu der für den Lehnsherrn keine Verpflichtung vorlag, hatte sie einigermassen mit der ihnen unbequemen Last ausgegöhnt. Allerdings war das Vesperbrot oder vielmehr die Frage, weshalb es ihnen gereicht würde, schon lange ein Gegenstand angestregten Nachdenkens für sie gewesen, dessen endliches Resultat wiederum eine Frage war, die Frage nämlich, ob sie nicht ebenso gut ein Frühstück erhalten müßten. Diese Frage bei nächster Gelegenheit aufs Tapet zu bringen, hatten sie schon in einer geheimen Versammlung beschlossen.

Wie groß war nun das Erstaunen der guten Leute, als sie der Burgkaplan, statt sie auf die Felber und in den Wald zu schicken, in den Festsaal führte, dessen Tisch mit einem mächtigen Steinkrüge und zehn Gläsern besetzt war! Hatte er ihre Wünsche schon erraten? Hatte einer unter ihnen ihm einen Wink gegeben? Sie waren ein wenig verstimmt, daß man ihnen zuvorgekommen war. Das Bewußtsein, durch gemeinsames Vorgehen etwas von der Herrschaft erzwungen zu haben, wäre ihnen wertvoller gewesen als das Frühstück selbst.

Sie blieben an der Thür stehn, drehten ihre Mützen in den Händen und bemühten sich, mit keiner Miene die Gefühle zu verraten, die in diesem Augenblick ihr Inneres bewegten. Der eine oder der andre sandte dem geistlichen Herrn einen argwöhnischen Blick zu, der ihn nur streifen und dann irgend einen gleichgiltigen Gegenstand im Gemach treffen sollte. Aber es ging allen gleich: das Auge versagte den Gehorsam und blieb an Pancrätius stattlicher Gestalt hängen. Was war das? War der Riese plötzlich noch gewaltiger geworden? Gewachsen schien er nicht zu sein, aber seine Natur schien verändert, sein Oberkörper hatte an Umfang ein erheblich Teil zugenommen. Dieser oder jener glaubte dies Phänomen mit dem Verschwinden der alten Stina in Verbindung bringen zu müssen. Man wußte, daß sie etwas „genau“ war, und daß sie den Kaplan in allem, was des Leibes Nahrung und Notdurft anging, ein wenig knapp gehalten hatte. Aber die Stina war noch keine acht Tage fort, und in einer so kurzen Zeitspanne kann wohl ein Kürbis seinen Umfang um ein volles Drittel vergrößern, nicht aber ein Mensch, und wenn er auch Tag und Nacht in der Speisekammer zubrächte.

Der Gegenstand des allgemeinen Erstaunens schritt langsam zu dem für ihn bereitstehenden Sessel an der einen Schmalseite des Tisches und ließ sich mit einer Schwerfälligkeit, die man an ihm nicht gewohnt war, darauf nieder. Er forderte die „Untertanen“ durch eine großartig würdevolle Handbewegung auf, sich gleichfalls zu setzen. Sie kamen dieser Weisung nach, nicht ohne einander erst lange zum Vortritt genötigt zu haben, da sie nach Bauernart auf Zeremoniell hielten und ein feines Organ für die subtilen Abstufungen von Rang und persönlicher Bedeutung hatten. Die beiden Ehrenplätze neben dem geistlichen Herrn gehörten nach stillschweigender Übereinkunft aller Anwesenden dem Pächter der Mühle und dem alten Peter Keuffer aus Niederlützingen; diesem, weil er seinen Vergader mit vier Ochsen zu pflügen pflegte, jenem, weil er sich bei der Leistung der Handdienste durch zwei Knechte vertreten ließ und heute nur wegen der auf die Tagesordnung gesetzten Beratung erschienen war.

Pancrätius ließ den Blick über die Tafelrunde schweifen, räusperte sich und begann:

Im Namen unsers gnädigen Herrn heiße ich euch, liebe und getreue Untertanen, allhier willkommen!

Ich möchte den ehrwürdigen Herrn Kaplan darauf aufmerksam machen, daß ich kein Untertan, sondern ein freier Mann bin, unterbrach ihn Johann Grünwald aus Polch. Pancrätius sah ihn ohne ein Zeichen von Erregung an und entgegnete ruhig:

Wenn Er ein freier Mann ist, weshalb hat Er dann Unserm Befehl, allhier zu erscheinen, Folge geleistet?

Weil ich halt gemußt hab, erwiderte der junge Bauer in leisem Tone.

Ergo, wenn Er gemußt hat, ist Er kein freier Mann, sondern ein Untertan. Dünnkt Er sich etwa besser zu sein als hier diese wackern und verständigen Männer?

Johann Grünwald schwieg, und die übrigen verrieten durch bedeutsames Kopfnicken, daß sie dem geistlichen Herrn recht gaben. Im Grunde genommen teilten sie freilich mehr oder minder Grünwalds Ansicht, aber daß er, der jüngste von allen, das Wort ergriffen hatte, stimmte sie gegen ihn. Das fehlte noch, daß so ein Kuhbauer das Maul aufthun wollte, wenn Leute, die mit vier Ochsen pflügten, schwiegen!

Liebe und getreue Untertanen, fuhr der Geistliche unbeirrt fort, ich habe euch im Namen unsers gnädigen Herrn herbeshieden, um eure Dienste in Anspruch zu nehmen. Zubor aber möchte ich mit euch Rates pflegen, wie wir dem uns

drohenden Einfall der Gallier begegnen und sie mit der Schärfe des Schwertes aus unserm Lande vertreiben können. Ich, der ich hier als Stellvertreter unsers Herrn stehe, kenne die Aufgabe, die meiner harret, ich weiß, daß die Augen der Welt auf mich gerichtet sind, und daß man von mir erwartet, ich werde einen ehrenvollen Tod dem schimpflichen Frieden vorziehen. Europa soll sich in Pancratius Sackmann nicht täuschen!

Ich glaube, ihr alle wisset die Welthistorie nach Gebühr zu schätzen, sie, die die Thaten der Völker und der einzelnen Menschen, so sie Rühmlisches geleistet, mit demantnem Stifte in ihre ehernen Tafeln einträgt, auf daß sie den Nachgeborenen als Richtschnur in ähnlichen Lagen dienen mögen. Ist einer unter euch, der Titum Livium kennt?

Die Zuhörer sahen einander an.

Wo soll der wohnen? fragte Andreas Bickebach aus Alf.

Titus Livius ist mehr denn siebzehnhundert Jahre tot, erklärte Pancratius mit wehmütigem Lächeln. Er lebte in Rom am Hofe des Kaisers Augustus, den ihr, wie ich weiß, alle kennen.

— daß alle Welt sich schätzen ließe. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da — da —

Die Erwähnung des Kaisers Augustus hatte in der Erinnerung Peter Keuffers den Wortlaut des Weihnachtsevangeliums ausgelöst. Das Mädchen schnurrte los und würde noch weiter gelaufen sein, wenn sich ihm nicht der Name des Landpflegers Cyrentus als unüberwindliches Hindernis in den Weg gelegt hätte.

Ihr habt Guern Katechismus mit Nutzen gelernt, sagte Pancratius, indem er den bibelfesten Alten auf die Schulter klopfte. Nun aber laßt uns zu besagtem Livium zurückkehren. Er hat uns in seinen unsterblichen Schriften eine Historia des römischen Volks hinterlassen, die gar erbaulich und nützlich zu lesen ist. In diesem Buche hier — er zog einen Pappband aus der Tasche seiner Soutane — findet sich Titi Livii Bericht von dem Einfall der Gallier in Rom, so im Jahre 390 vor der Geburt unsers Herrn und Heilands stattgefunden hat.

Die Bauern sahen einander mit überlegnem Lächeln an. Daß man damals von Christi Geburt noch nichts wissen und mithin auch nicht die Jahre nach ihr zählen konnte, stand für sie felsenfest. Sie waren nur einfache Leute, aber das wußten sie denn doch besser!

Unser Freund blätterte in seinem Buche und behielt es aufgeschlagen in der Hand.

Ich will euch, damit auch ihr eine Richtschnur für euer Thun und Lassen in den Tagen der Gefahr habet, die besagte Stelle vorlesen, allwo es heißet wie folgt.

Er las mit bewegter Stimme den Abschnitt, der die Entsendung der drei Söhne des Oberpontifex M. Fabius Ambustus an die gallischen Häuptlinge, ihre voreilige Teilnahme am Kampfe und ihre Ernennung zu Kriegstribunen behandelt, ging dann zu Brennus und der Schlacht an der Allia über und gelangte schließlich zu dem Punkte, von dem er sich die stärkste Wirkung auf das männliche Gemüt seiner Zuhörer versprach, zu der Verteidigung des Kapitols und dem entscheidenden Eingreifen des Camillus.

Während dieses Vortrags mußte er einmal husten. Er hielt mit dem Lesen inne, griff nach dem Steinkrug und goß sich von dessen Inhalt in sein Glas, auf das sich in diesem Moment neun Paar Augen mit gespannter Aufmerksamkeit richteten. Als auf der Hochzeit zu Rana aus den Wasserkrügen Wein floß, werden die Gäste kaum verdüstere Gesichter gemacht haben, als es jetzt die neun „Unterthanen“ thaten. Aus dem Weinkrüge strömte nämlich Wasser, ganz gewöhnliches

klares Brunnenwasser! Hatten die Sympathien der Zuhörer bis dahin den Römern gehört, so trat plötzlich eine Wendung ein. Umsonst ließ Pancratius die heiligen Gänse der Juno schnattern, umsonst griff Manlius Capitolinus zu Schwert und Schild — nein in ihren Hoffnungen schmählich getäuschte Eifeler Bauern, in deren Adern das alte Keltenblut zu rebellieren begann, fielen dem Verteidiger des Kapitols in den Arm und ließen ihn erst los, nachdem alle Gallier den Gipfel des Burgbergs erklommen hatten. Als unser Freund seine Vorlesung beendet hatte und sich mit leuchtenden Augen im Kreise seiner Vasallen umschaute, fand er sich mit seiner Begeisterung allein. In den Mienen dieser Barbaren war nichts zu lesen als Enttäuschung, Hohn und Langweile. Aber auch das beirrte ihn nicht.

Wollt ihr nun, da auch unserm Lande ein Einfall der Gallier droht, mit mir zusammen diese Burg als das Kapitoll unsrer Gegend bis zum letzten Blutstropfen verteidigen und dafür den Schutz genießen, den diese festen Mauern euch bieten, so gehet nach Hause, holet Weib und Kind und alle Habe und kommet wieder hierher.

Mit Erlaubnis des Herrn Kaplans möchte ich bemerken, daß wir dazu nicht verpflichtet sind, erwiderte unter beifälligem Kopfnicken der andern Peter Keuffer, davon steht nichts in unsern Briefen. Und was die Franzosen sind, so wollen wir mit denen schon allein fertig werden. Die wollen auch bloß den reichen Herrschaften und den Fürsten und, mit Erlaubnis des Herrn Kaplans, den geistlichen Herren an den Kragen und werden sich um uns Bauern den Teufel kümmern.

Und was die Gänse sind, fügte Andreas Vieckebach hinzu, so schlachten wir die vorher selber, und daß das Viehzeug heilig sein soll, davon haben wir auch noch nichts gehört, und das wird der Herr Kaplan wohl auch selber nicht glauben.

Und wenn der Herr Kaplan uns Gläser hinstellt und meint, er müsse uns einen Frühtrunk vorsehen, so könnt's ein Rheinbrohler sein. Für Wasser danken wir, das können wir zu Hause auch haben, meinte Nikolaus Aldenkirchen aus Niederlüßingen, ein Mann, dessen zart geröteter Nase man ansah, daß er das, was er zu Hause auch haben konnte, im besten Falle als äußerliches Mittel zu gebrauchen pflegte.

Pancratius hatte für alles das nur ein mildes Lächeln. Er glich einem Manne, der die beruhigende Überzeugung hat, nichts unterlassen zu haben, um seine Mitmenschen vor dem ihnen drohenden Verderben zu bewahren, und der nun zusehen muß, wie sie blindlings dem Abgrunde entgegenrennen.

Gut, sagte er mit fester Stimme, thut, was euch gut scheint. Ich bedarf eures Schutzes nicht. Diese Mauern werden mir Sicherheit gewähren. Wenn es aber im Buche des Schicksals geschrieben steht, daß ich für das Besitztum meines Herrn und für das eigne Leben mit gewappneter Hand kämpfen soll, so wird mich dieses hier schützen —

Er riß die Soutane auf und wies auf seine Brust, die ein Harnisch aus leidlich blankem Stahle bedeckte. Und das Gewand wieder zuknöpfend sagte er ruhig, als sei nichts besondres vorgefallen:

So, Leute, nun geht an die Arbeit. Ihr sollt die Pflastersteine, die im Hofe liegen, ins Haus schaffen und zwar in das Zimmer, das ich euch bezeichnen werde. Habt ihr das gethan, so sollen Peter Keuffer und Johann Grünewald das eine der Schweine schlachten, ihr andern aber sollt mir helfen die Fenster verrammeln. Wenn ihr mit diesen Arbeiten heute noch fertig werdet, so sollen euch die beiden andern Frontage geschenkt sein.

Die Bauern begaben sich in den Hof und betrachteten, während Pancratius in der Thür stehn blieb, den Steinhaufen, den sie, offenbar weil ihn der geistliche Herr für einen Berg von Edelsteinen hielt, in Sicherheit bringen sollten. Sobald sie sich allein sahen, schüttelten sie bedenklich die Köpfe, und Johann Grünewald

als der jüngste und vorlauteste von ihnen flüsterte seinem Nebenmann zu: Der Kaplan ist übergeschnappt. Habt ihr's gesehen? Er hat sich den Muskessel vor den Bauch gebunden!

Mehr noch als das wachsame Auge des „Übergeschnappten“ spornete die Leute bei der Arbeit die Aussicht an, mit einem Frontage davonzukommen. Sie schleppten denn auch mit einem Eifer Steine die Treppen hinauf, als gelte es einen babylonischen Turm zu bauen. Pancratius nahm ihnen oben ihre Last selbst ab, wog jeden der Steine mit behaglichem Schmunzeln in der Hand und schichtete sie kunstgerecht zu beiden Seiten des Fensters auf, das gerade über der Hausthür, oder wie unser Freund lieber sagte, über dem Burgportale gelegen war. Als der letzte Stein an seinem Plage lag, konnte Pancratius sich nicht enthalten, den Vorrat zu überzählen. Acht-hundertvierzehn Stück, sagte er wohlgefällig, das bedeutet acht-hundertvierzehn tote Gallier! Dann kletterte er die Stiege zum Boden hinauf, zwängte, was wegen des Brustharnischs mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war, den Oberkörper durch eine Dachlufe, drohte mit der geballten Faust gegen Westen und rief: Rom ist in Kriegsbereitschaft! Wenn ihr Barbaren noch die Söhne jener Männer seid, die das Kapitol zu bezwingen gedachten, so kommt! Ihr werdet, wenn auch keinen Camillus, so doch einen Marcus Manlius finden!

Während er diese einfachen aber würdigen Worte sprach, fiel ihm ein, daß der Feind nicht von Westen, sondern von Osten her anrücken werde. Er ließ die Faust darum langsam einen Halbkreis über die Linie des Horizonts hin beschreiben, bis sie seinem Auge den engen Thaleingang verdeckte, schüttelte sie nochmals mit großem Nachdruck und schlüpfte dann wieder in die Bodenkammer zurück. Jetzt verriet drunten im Hofe das ohrenzerreißende Jammergeschrei des Schweines, daß die Kriegsfurie ihr erstes Opfer fordre. Omen accipio! sagte der Burgkaplan mit antiker Gestesgegenwart, ich nehme das gute Vorzeichen an! Vae victis!

Dann begab er sich in das Erdgeschloß, aus dessen Zimmern er alle Möbel beseitigen ließ. Er gab Befehl, die Fensterflügel und die Verbindungsthüren auszuheben, jene auf den Boden zu schaffen, diese aber vor die Fensteröffnungen zu stellen und durch eingeklemmte Querbalken zu befestigen. Zum Überfluß wurde noch Erde angefahren und gegen die Thürflügel zu einem hohen Walle aufgeschüttet. Die nach dem Vorsaale führenden Thüren verschloß Pancratius mit eigener Hand und versteckte die Schlüssel unter einer locker gewordenen Steinplatte des Vorsaalbelags.

Es begann schon zu dämmern, als man mit all diesen Arbeiten fertig wurde. Der Geistliche verabfolgte jedem der Leute eine Flasche Wein und eine frische Wurst, entließ sie und verriegelte hinter ihnen das „Portal“ mit einer Sorgfalt, als ob schon in der nächsten Nacht ein feindlicher Angriff zu erwarten sei.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zurück zu Kant! Dem ausführlichen Bericht über Liebmanns Werk im 14. und 15. Heft schicken wir noch einen kürzern nach über einige Schriften, die sich ebenfalls die Förderung und den Ausbau der Kantischen Philosophie zum Ziele gesetzt haben. Während Liebmann nicht Kantianer sein, sondern nur die streng kritische Methode befolgen will, hält sich Kurd Laßwitz in dem Buche „Wirklichkeiten, Beiträge zum Weltverständnis“ (Berlin, Emil Felber, 1900) streng an Kant und hat sich augenscheinlich, ohne es ausdrücklich zu sagen, die Aufgabe gestellt, die schwierigste Leistung der Kantischen Philosophie, die Ausöhnung der Notwendigkeit